

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 212.

Montag, 12. September

1927.

(11. Fortsetzung.)

Das grüne Monofel.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Dem Botschaftsrat von Traß, wie er in seinem Sessel an einem der großen Fenster lehnte und in das bezaubernde Spiel der Wolkenbildungen hinausstarrte, glitten Strophen durch den Kopf. Er wußte nicht, ob er sie irgendwo gelesen oder ob sie solche Stunde des Erdengelöstseins erst in ihm geboren hatte. Aber sie entsprangen dem weitschwingenden Rhythmus dieses Erlebens des Aufgehobenseins aller irdischen Schwere, das ihn nun so oft wie Phantasma umfassen hatte und auch heute wieder in Bann schlug:

Sonnen entstehen,
Sonnen vergehen
über der rauschenden Brandung der Zeit.
Sterne erblinden,
Sterne versinken
spurlos im Meer der Unendlichkeit.
Rollend und freisend
in mystischer Runde
Welten auf Welten vorüberzieh'n.
Das Jahrtausend wird zur Sekunde
beim Klang der Atonmelodien.

Fast gewaltsam mußte er sich in die Wirklichkeit zurückzwingen, als auf die Sekunde um elf Uhr fünfzehn die „D. 891“ nach kurzem Ausschweben auf dem Hannoverischen Flugplatz der Bahrenwalder Heide unweit des Rauchzeichens landete und bis dicht an die Flughalle rollte.

Im Restaurant war für die Passagiere alles bis aufs letzte vorbereitet.

Der Botschaftsrat frühstückte natürlich mit Gerrit Glynn. Unterwegs hatten sie wegen des Lärms der arbeitenden Motoren kein Wort wechseln können. Nun aber entschädigte das kleine Sportgirl sich für die Askefe notgedrungenener, zweifelhafte Schweigsamkeit wie für die Langeweile eines französischen Sittenromans, dessen erotische Sensationen an der Temperamentlosigkeit ihres angelsächsischen Phlegmas hoffnungslos gescheitert waren.

Ganz im Gegenteil schien dieser unglückselige Roman eine völlig abnorme und vom Autor bestimmt nicht vorhergesehene Wirkung erzielt zu haben: Gerrit Glynn war gereizt und kampfeslustig und erachtete den Botschaftsrat als geeignetes Objekt ihrer Angriffsstimmung.

Denn während sie beide, wie sämtliche Passagiere, nach dem Lunch draußen auf dem Startplatz auf und ab wanderten — um die halbe Stunde hinzubringen, bis die Tanks wieder aufgefüllt waren und es weiter ging — kam sie auf das Problem des ständigen Kampfes der Geschlechter zu sprechen. Nicht so sehr diffamatorisch und philosophisch, als abstrakt und von keinerlei lästiger Dogmatik beschwert. Allerdings ebensowenig vom Standpunkt des heißgeliebten Karussellschweines aus oder gar eines Motorradtrips mit anschließendem Kaffeeloch in Saatkamp. Sondern ganz einfach aus der Eifersucht der Freundin heraus, die sich zurückgesetzt fühlt.

Sie meinte ihre geistvollen Ausführungen völlig ernst, wodurch sie nur um so lustiger wirkten.

„Darum bide Bücher zu schreiben“, höhnlachte sie. „Die Liebel! Was das schon groß ist! Ein Bluff un-

gesund überhitzter Phantasie — nichts weiter! Genau so, als wenn ein Mensch zuviel trinkt und torlekt nachher die Straße lang und hält sich für den Kaiser von China. Bis er am nächsten Morgen mit einem gräßlichen Kagenjammer aufwacht und jedes Haar ein Korkzieher ist, der ihm im Gehirn sitzt. Als ob's nicht viel wichtiger ist, daß man beim Golf möglichst viele Löcher bekommt oder beim Tennis den Gegner dauernd auf der Grundlinie festhält! Oder wagen Sie das etwa zu bestreiten?“

„Wie könnte ich mir erlauben, gnädiges Fräulein —“
„Liebe ist dasselbe wie eure berühmte geheimnisvolle Diplomatie: ein Spiel mit Worten, die nichts bedeuten, mit Worten, die nur in eurer Phantasie existieren und mit Problemen, die ihr erst künstlich schaffen müßt, weil sie in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind.“

„Ich beuge mich Ihrer weisheitsstrießenden Erfahrung.“

„Das dürfen Sie auch getrost. Denn ich stelle mich nicht vor den Spiegel und schneide Grimassen und komme mir dadurch schöner vor, als ich bin.“

„Sie haben das ja auch nicht nötig, gnädiges Fräulein. Wer so aus dem verschwenderischen Born der Natur geschöpft hat, wie Sie, der kann über uns andere arme Sterbliche leicht triumphieren.“

Die kleine Dame blieb unvermittelt stehen.

„Wissen Sie, Herr von Traß“, sagte sie argwöhnisch, „nachgerade scheint mir doch, Sie machen sich insgeheim über mich lustig! Das lassen Sie nur getrost beiseite, sondern betrachten Sie mich lieber als das, was ich bin: nämlich als eines Ihrer Opfer.“

„Als eines meiner . . . Würden Sie es für sehr anspruchsvoll halten, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie bitte, diesen verblüffenden Vorwurf näher zu begründen?“

„Bedarf es da überhaupt noch einer Begründung?“ fragte sie und fügte mit umfassend imposanter Handbewegung nur ein einziges Wort hinzu: — „Christa!“

Seine Selbstdisziplin ließ ihn auch jetzt, wo sie abermals den Namen seiner Braut erwähnte, nicht im Stich. Diese heutige Begegnung mit der Deutsch-Engländerin war eben eine heimtückische Infamie des Schicksals, die man hinnehmen mußte.

So verriet kein unkontrollierbares Muskelzucken, was in ihm vorging, als er achselzuckend fragte: „Was hat eigentlich Christa damit zu tun, daß Sie sich als mein Opfer fühlen?“

„Alles hat sie damit zu tun! Und eigentlich bin ich erstaunt, daß Sie als Diplomat und relativ kluger Mensch nicht verstehen, was ich meine. Doch Sie wissen wahrscheinlich nicht, wie unzertrennlich Christa und ich während all der Pensionsjahre waren. Wie Doerfer und Wolff oder Haasenstein und Bogler. Meinetwegen auch wie Blisch und Plum aus meinem geliebten Wilhelm Busch.“

„Sollte dieser letzte Vergleich nicht ein ganz klein wenig mißglückt sein?“

„Nag er das getrost — er illustriert wenigstens, was ich meine. Natürlich — alle Pensionsfreundinnen

sind unzertrennlich, doch solard sie „als zwei hinaus-treten“, wie es bei Überreichung des Abgangszeugnisses immer heißt, versliegt das.“

„Erfahrungsgemäß.“

„Nur wir hatten dieser ledernen Erfahrung geipottet!“ triumphierte sie. „Wir blieben auch nachher wie Schwestern. Kein Geheimnis hatten wir voreinander. Raum ein Tag, wenn wir beide in Berlin waren, ver-ging, wo wir uns nicht sahen oder zumindest miteinander telephonierten. Oft reisten wir auch zusammen, und das war das Herrlichste von allem.“

„Christa hat mir oft davon gesprochen.“

„Was sie Ihnen aber wahrscheinlich verschwieg, war der elende Verrat, den sie an mir beging.“

„Auch an dir?“ dachte Henner von Traß, und seine Lippen preßten sich aufeinander.

Gerit Glonn beachtete es nicht. Dazu war sie viel zu sehr in Schwung. Endlich konnte sie sich mal von der Seele herunterreden, was sich an Empörung gegen diesen ekelhaft arroganten Botschaftsrat aufgespeichert hatte.

„Verrat! — Ich finde kein anderes Wort: ganz schädiger Verrat! Nämlich zum zehnten Jahrestag unserer Herzensfreundschaft hatten wir uns ganz gleiche Ringe anfertigen lassen, die wir gegeneinander aus-tauschten. Entzückende goldene, mit unseren Namens-zügen gravierte Siegelringe, deren Deckplatte sich auf-flappen ließ. In meinem Ring war Christas Bild und in Christas Ring war mein Bild. Die schenkten wir uns gegenseitig und erneuerten unseren Freundschafts-schwur, daß sich nie ein dritter fremder Mensch zwischen uns drängen solle.“

„Ungemein romantisch!“

„Ob romantisch oder nicht — jedenfalls waren wir ein edles Vorbild für die heranwachsende weibliche Jugend und kamen uns an diesem Jubiläumstage höchst feierlich vor. Das war so vor drei Jahren. Dann aber brach das Unglück herein, als Christa Sie kennenlernte.“

„Der letzte Satz, gnädiges Fräulein, klang wie ein Film-Zwischentitel.“

Verächtlich schürzte sie die frischen Lippen.

„Oh, mein Herr — spotten Sie lieber nicht, sondern schämen Sie sich, daß Sie sich in unsern Herzensbund eingeschlichen haben wie der Wolf in die Lämmerhürde. Wie sehr Sie da schon gewüßtet hatten, entdeckte ich über-haupt erst durch einen Zufall, als ich nämlich einmal ganz gedankenlos in Christas Schlafzimmer ihren Siegel-ring, der auf dem Frisiertisch lag, aufspringen ließ und darin statt meines Bildes das Ihrige entdeckte. Da ge-stand sie mir, daß sie mit Ihnen heimlich verlobt sei — ein unerhörter Zustand, der nachträglich wenigstens durch Veröffentlichung dieser Verlobung einigermaßen sanktio-niert wurde. Was seitdem ist, wissen Sie wohl?!“

„Im Gegenteil, gnädiges Fräulein — ich weiß es nicht. Aber Sie werden mir sicher alles sofort unter Begleiterscheinungen tiefster sittlicher Empörung er-zählen.“

„Eine vollkommene Veränderung ist seitdem mit Christa vorgegangen. Früher hatten wir doch noch eine Fülle gemeinsamer Interessen. Seitdem Sie aber in Christas Leben sind, ist alles andere vergessen, Sie spricht nur von Ihnen, denkt nur an Sie, verkörpert alle Zukunftshoffnungen nur noch in Ihre Person. Neuerdings ertappte ich sie auch ein paarmal über trockenen politischen Büchern, durch die sie sich tapfer durchkämpfte. Weil sie nach ihrer Behauptung auch innerlich als zukünftige Diplomatenfrau Ihrer beruf-lichen Interessensphäre nahekommen mußte. Ein Wunder nur, daß sie nicht — anstatt ihren Kaffee bei Rumpelmeyer oder im Eden-Hotel zu nehmen — jeden Nachmittag im Reichstag sitzt und statt Theater und Konzerte abends politische Parteiversammlungen be-sucht! Nachgerade traue ich ihr alles zu. Und wenn sie trotz dieser Verirrungen nicht ein so entzückendes Ge-schöpf und ein so wundervoller Charakter wäre . . . So aber muß man sich eben abfinden.“

Mit energischem Schwung schob sie eine vorwitzige Locke unter die Lederkappe zurück.

„Liebe? Also meinetwegen — wenn's denn durch-aus sein muß! Aber es will mir nicht in den Kopf, daß

bei einem derart zurückhaltenden Menschen, wie Christa Barell es seit jeher war, diese Liebe so ausarten kann, daß sie beinahe schon an pathologischen Fanatismus grenzt.

„Wissen Sie, Herr von Traß, ich besitze von seiten meines Vaters her einen ebenso klugen wie berühmten englischen Vetter, auf dessen Verwandtschaft ich rasend stolz bin. Das ist der Londoner Regierungsdetektiv John Kerridge. Der hält sich gegenwärtig in Berlin auf und wohnt im Regent-Hotel. Mit ihm sprach ich noch vorgestern nachmittag, als wir auf der Grunewald-Rennbahnterrasse zum Tee waren, über den hoffnungs-losen Fall „Christa Barell“. Aber er lachte nur und nannte mich „foolish“ und erklärte: ich würde aus ge-tränktem Freundschaftsneid die Weltgehege auch nicht auf den Kopf stellen können. Die Männer wären noch immer das Beste, was man in der Art hätte, und nach wie vor für uns Frauen die sicherste Garantie zum Glück. Bei euch sogenannten Herren der Schöpfung weiß man oft wirklich nicht, worüber man empört sein soll: über eure Arroganz oder den totalen Mangel an Berechti-gung zu solch lächerlicher Selbstgefälligkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ring des Zaren

Skizze von Kurt Münzer.

Einmal, eines Abends im Winter, erzählte uns Onkel Max die Geschichte eines schönen alten Empiresofas. Es stand in seinem Arbeitszimmer, nie von ihm benutzt. Dabei war es so lodend behaglich und weich gepolstert. Über dem Sofa hing, als einziger Wandschmuck, die Porträtzeichnung Roberts von Feldkirch, seines verstorbene Freundes.

„Es war ein Abend wie heute, als Robert von Feldkirch zu mir kam. Wir waren beide fünfundzwanzigjährig und er seit sechs Monaten verheiratet. Er war nicht mein bester Freund, er war mein einziger! Sonst hatte ich nur flüchtige, oberflächliche Beziehungen. An jenem Abend nun kam er, mich um dreitausend Mark zu bitten. Er hatte gespielt und verloren — das war seine einzige Leidenschaft, sein Vaster — und selbst die geliebte Frau konnte ihn nicht davon abhalten. Ich, Moralist und ethische Hyäne, hielt ihm eine Strafrede. Ich hatte die dreitausend Mark nicht, meine Eltern hielten mich knapp; ich sagte ihm aber auch, daß ich sie ihm, anderen-falls, doch nicht gegeben hätte. Er lächelte freundlich und sanft und sah mich liebevoll an. „Doch“, sagte er, „du hättest sie mir gegeben, wenn du sie hättest!“

Dabei drückte er zärtlich meine Hand, und ich suchte zusammen, denn der Ring am Zeigefinger der Rechten schmerzte mich. Es war der Ring meines Großvaters, der Ring des Zaren, den mein Großvater erhalten hatte, als seine Opera-tion den jungen Zarewitsch gerettet hatte. Es war die be-rühmte schwarze Perle in der Rubinfassung.

Ich streifte den Ring ab, um den schmerzenden Finger zu streicheln, und Robert nahm das kostbare Stück auf. „Ja“, sagte ich lachend, „das sind dreimal dreitausend Mark; aber ich versehe ihn wirklich nicht.“ Robert wog ihn in seiner Hand. . . . Nachher schien mir, in seinem blassen Gesicht wäre ein leidenschaftliches Spiel widerstrebender Regungen. Er schien mir bleicher und bleicher zu werden, dann suchte er die Achseln und stand auf, indem er den Ring auf den Tisch warf.

Ja, und nun — hatte ich ihn an den Finger gesteckt? Hatte ich ihn liegen lassen? Hatte er ihn auf den Tisch ge-legt? Als ich abends, beim Zubettgehen, wie gewohnt den Ring abstreifen wollte, hatte ich ihn nicht am Finger. Ich stürzte in mein Wohnzimmer — nichts auf dem Tisch. Ich läutete den Diener wach: er hatte den Ring nicht gesehen. Wir suchten stundenlang, nahmen die Teppiche hoch — der Ring war verschwunden.

Erst am nächsten Abend wagte ich mich aus dem Hause, um Robert aufzusuchen. „Wo hin?“ rief mich der kleine Kro-log an. „Sie schleichen ja wie ein Greis oder Verbrecher.“ Ich nannte Robert. „Der war unlängst bei mir“, sagte der andere. „Der arme Teufel hatte gestern dreitausend an mich verloren. Wir fürchteten das Schlimmste. Aber soeben hatte er sie mir gebracht. Fatal! Wird gehörig bluten lassen. Und sein kleines braves Fräulein!“

Ich traute mich nicht zu Robert hinauf. Ich lief stunden-lang in der kalten Nacht umher. Ich war so unglücklich wie nie zuvor. Es war das Bitterste und Härteste, was mich treffen konnte. Ich hatte den Freund verloren. Denn: kein Zweifel! Er hatte den Ring — gestohlen! Ja, gestohlen . . .

Zwei Tage später kam er zu mir. Ich hatte nicht ge-glaubt, daß er noch einmal kommen könnte, und also dem

Die: „Ich nicht gesagt. Das ich für ihn nicht mehr zu sehen sei. Und jetzt — was wollte er? Gesehen? Um Verzeihung bitten? ... Das Blut schob ihm ins Gesicht, als ich ihm die Hand nicht reichte.

„Max,“ sagte er, „nimm sie. Als Versprechen; ich spiele nicht mehr! Du bist böse von neuem? Aber nun sei kein Kind. Deine Hand.“

„Diese Hand?“ fragte ich traurig. Ja, ich war nur noch traurig. Nicht mehr böse, nur noch unglücklich, elend und müde.

Er verstand mich nicht. Und da sagte ich — wie tat mir das Herz weh! — ich sagte: „Warum hast du mir das getan?“ Und auf seinen leeren, törichtem Blick, ausbrechend, wild gemein: „Warum hast du ihn mir — gestohlen?“

Eine schreckliche Veränderung ging in seinem Gesicht vor. Es durchblühte mich: er ist unschuldig, aber schon stürzte ich hinab in Wirklichkeit und Tatsache. Und da mir das Schweigen fürchterlich schien, rief ich: „Sagst du nichts mehr? Warum kommst du noch? Ich zeige dich nicht an! Wolltest du darum bitten?“

Da ging er. „Bleib!“ schrie ich und bettelte: „Du hast ihn doch genommen? Oder nicht? Sag doch: nein! Robert! Ich will dir in diesem Augenblick glauben. Sage: nein!“

Mir schien, ich müßte mir den Freund, den Glauben retten. Ich hätte ihm geglaubt! Aber, schon an der Tür, sagte er: „Was nützt: ich habe ihn nicht genommen? ... Es genügt, daß du glaubst, ich könnte ihn genommen haben. Es ist wohl schmachlich, Dieb genannt zu werden; aber es ist viel fürchterlicher, zu sehen, wie ein geliebter Mensch uns sieht. Nein, ich kann dir nichts mehr sagen. Du hastest mich schon gerichtet, als du Verdacht schöpftest. Du hast mehr zerstört als mein Bild in dir.“

Dieses war das Letzte, was ich von ihm hörte. Er ging bald darauf mit seiner Frau nach Amerika. Später hörte ich, daß er vor Wucherern hatte flüchten müssen, diese aber nach Jahren von drüben aus bezahlt habe. Sonst verschwand er ganz aus meinem Leben und ließ eine Lücke darin, einen Schmerz, der dennoch geringer war, als er es später werden sollte.

Jetzt sind es bald zehn Jahre her und fünfundsanzig nach jenem schrecklichen Vorfall, als ich dieses alte Empire-sofa neu polstern lassen wollte. Der Tapezier arbeitete daran oben im Speicher des Hauses, und er war es, der mir schon am ersten Tage einen Ring brachte. Er hatte ihn zwischen den Polstern gefunden, den Ring, die schwarze Perle in der Rubinfassung.

Onkel Max schwieg, und wir verstanden: dieses Sofa war verflucht! Wehe dem, der in ihm es sich bequem machte! Und es stand als: „Erinnere dich! Sei eingedenk!“

Onkel Max nahm aus einem der geheimen Fächer seines alten Sekretärs den herrlichen Ring, den wir alle noch nicht kannten, den Zarenring, und ließ ihn rundum gehen. Und wir hielten ihn in der Hand, als sei er glühendes Gold und brennender Stein. Endlich flüsterte die junge Linda, ganz blaß und angstvoll: „Und Robert? Konntest du ihm niemals sagen, Onkel Max.“

„Als ich endlich seinen Aufenthalt erkundet hatte, in Ohio, war er gestorben, in bescheidenen Umständen, und seine Witwe mit einer Tochter war verschollen.“

Vorsichtig legte der sonst so lärmende Gilbert den Ring aus die schwarze Decke des Tisches und schob ihn von sich, als fürchte er den Anhauch des Verbrechens. Aber furchtlos nahm Onkel Max ihn in die Hand. „Vielleicht bin ich jetzt entführt,“ sagte er, „nachdem ich euch die Geschichte meines großen Unrechts erzählt habe. Nehmt es als Demütigung meiner Seele vor Euch Jungen und mich Liebenden. Ich habe fünfundsanzig Jahre Kummer getragen. Lernt aus dieser Geschichte, achtsam zu sein, achtsam auch noch in Gedanken! Der Mensch ist weniger das, was er tut, als das, was ihr ihm zutraut.“ — Er legte den Ring wieder in das Fach.

Der Wilderer.

Skizze von Ernst Frans (München).

Der Peter war einer der schneidigsten und pflicht-treuesten Jäger im großen Bergrevier. Ihm war es hauptsächlich zu danken, daß das Wildererunwesen fast völlig erlosch. Nur hier und da in einer finsternen Nacht knallte es durch den Forst, daß der Peter von seinem Heulager auf-fuhr, als hätte ihn einer von unten her mit einer Seue-gelb getipelt. Er fluchte ellenlange Geschehn ab, rannte dann in die Nacht hinaus und suchte wie ein Schweißhund nach dem Wild.

Er kannte den Wilderer, er kannte den Ton der Büchse. Immer war es derselbe. Das ärgerte ihn am meisten.

Freilich, der Hohenleitner Toni kannte die Wege und Stege auch. So gut wie der Peter: und wenn er sich auf

einem seiner nachlässigen Jagoslüge befand, so mußte er auch, daß der Peter auf dem Weg war. Wie eine Wildtate schlich er da in den tiefsten Schatten. Still: Augen und Ohren weit offen.

Gegen den Toni war sonst nichts einzuwenden. Er war ein solides, ehrliches Mannsbild. Nur das Jagern konnte er nicht lassen. Nicht deswegen, weil er dabei verdienen wollte — er war eines Großbauern Erbe —, sondern weil, so schien es, von Urväter Blut her das Verlangen nach wildem Umherstreifen in ihm plötzlich wieder auflebte. Das Verlangen nach Gefahren, nach freiem Leben.

Der Peter und der Toni waren sich nicht feind. Bei-leibe nicht. Sie gingen oft tagelang beim Holzausmeßten selbster in tiefster Eintracht durch die Wälder. Doch beim Auseinandergehen konnte der Peter sich nicht enthalten, immer zu sagen: „Dawisch'n, wenn ich dich tu, Toni, G'spah kenn' ich fein.“

Und der Toni ganz bodschon: „Bist narrisch word'n? Wo sollst mich dawisch'n?“

„Beim Wildern wohl, wo sonst nachher?“

„So is recht“, sagte der Toni. „Da werst lang such'n müß'n.“

Es war ein eigentümliches Verhältnis zwischen den beiden. In einer Nacht jedoch war es ganz arg. Da mußte den Toni eine höllische Lust umgarnt haben, denn es knallte derartig durch den Forst, daß die Schüsse bis in das einsam gelegene Haus des Forstmeisters hörbar waren, der gerade bei einer Peise an seinem Tische saß.

Der Peter war schon lange, teils im Galopp, teils in schleicher Bewegung auf der Suche. Er dampfte vor Mut und Schweiß und erstikte fast an den Flüssen, die er hin-unterschluden mußte.

Aber jetzt fauchte auch der Forstmeister auf, blähte die Backen und prustete etwas hervor, das sich nicht wiedergeben läßt. Zog seine Schuhe an, hängte die Büchse um und stürmte hinaus in die Nacht.

„Kein Pardon“, knirschte der Peter, „wenn ich den Himmelfrustrückenbombenelementbazi derwisch'n tu.“

Mitternacht war längst vorüber. Der Mond stand über dem Wald und wurde durch langsam ziehende Wolken bald leicht, bald ganz verdeckt. Ein trügendes Zwielicht fiel durch die Stämme, täuschte Schatten vor, die wie schleichende Menschen schienen. Der Peter blieb alle Augenblicke hinter einem Stamm verdeckt stehen und schaute und horchte. Wenn eine schwarze Wolke den Mond gänzlich verdunkelte, schüttelte es ihn vor Zorn. Dann stand er in stockfinsterner Nacht und heulte fast vor Wut.

Gerade als wieder eine pechschwarze Wolkensfahne unter dem Monde dahinstrich, hörte der Peter einen Aft knaden. Wie angewurzelt blieb er stehen. Hielt den Atem an und preßte seine Augen in die Finsternis, daß sie hervorstachen wie bei einem Krebs.

Ganz in seiner Nähe stand der Toni an eine dicke Tanne gelehnt. Er fühlte die Nähe seines Gegners, er roch den Schweiß. Langsam rutschte er an dem Stamm nach unten und setzte sich ins Moos voll reumütiger Gedanken. Es war ihm recht ungemütlich. Er gelobte sich und schwur bei allen Heiligen, nie mehr zu wildern, wenn er diesesmal nicht er-tappt würde. Was würde sein Vater sagen, der von nichts wußte und gerade Bürgermeister war. Eine solche Schande! Gott sei Dank blieb es stockfinstern. Was aber, wenn die gute Wolke vorbei war?

Plötzlich horchte er auf. Ganz deutlich hörte er Schritte vom Tale unten herkommen. Schon in nächster Nähe. — „Teufi, Teufi“, flüsterte und und drehte den Kopf langsam in die Richtung, aus der die Töne sein Ohr streiften, „Jetzt bist du hin. Jetzt hilft kein Heiliger und kein Teufi. Jetzt hast an Dreck im Schachtel und kannst klappern damit.“

Der Schweiß rann ihm über den ganzen Körper. So elend hatte er sich noch nie gefühlt. — „Abwart'n“, flüsterte er wieder, um sich Mut zu machen. „Abwart'n, bud dich nei ins Moos.“ — Er schrumpfte immer mehr zusammen.

Doch die Schritte kamen näher. Sekten aus und tasteten wieder zu ihm her. Jetzt waren sie keine zehn Schritte neben ihm. Sie stockten. Gingen — vorbei.

Der Toni hörte sein Herz hämmern und fühlte, wie seine Füße zu zittern begannen. In Todesangsten kauerte er im Moos, als wäre er schon gestorben.

Plötzlich hörte er ein großes Gepolter und gleich darauf die Stimme des Peter: „Hab' ich dich endlich, du ab-g'räucherter Lump, du Wilddieb, du ab-schelschter, du lang-haxate Boglscheuch, du —“

Den letzten Rosenamen hörte der Toni nicht mehr, er rannte den Berg hinab durch Dick und Dünn.

Droben aber gab es eine arge Enttäuschung für den Peter. Als er endlich seinen Wortschwall geendet und sein Opfer etwas zu Luft kommen ließ, hörte er erst nur ein Schnappen nach Luft. — „Schnauf' nur“, räsonierte der Peter, „wärs schäd a'wes'n, wenn d'r erstidit wärs!“

„Recht freundlich von dir, Peter“, sagte der Forstmeister

mit seltener Stimme. „Wirklich recht freundlich. Auch dies, daß du meine Zöpfe in Beben gerissen hast.“
Eben war die Wolke vorüber, und ein herrlicher Silberstrahl ergoß sich über die beiden.

„Kreuzbombedement!“ fluchte der Peter in höchster Wut, „da kunnst doch glei auf 'm Bauch rutsch'n bis in Türfei hintere. Was tun denn Sie da herob'n!“
„Du wirfst doch gestatten, daß ich auch nach Wilderern suche.“

„Frei! aber grad jetzt, wo ich ihn derwischt hätt.“

„So, so, das ist freilich Recht, aber trotzdem sehe ich, daß du ein schneidiger Kerl bist, Peter. Jetzt hab' ich aber genug.“

Peter und der Forstmeister gingen langsam den Berg hinan zur Jägerhütte.

Die Geschichte hatte aber zwei Vorteile. Erstens wurde der Peter befördert, und zweitens wilderte der Toni seit dieser Nacht nie mehr.

Mutter Landstraße.

(Eine Studie.)

Von Sunold Strakosch (Hamburg).

„Ich will mich im grünen Wald ergeh'n,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde!“

Arme „Mutter Landstraße“, wie viel Elend hast du schon auf deinem breiten Rücken getragen — wie viel Leid und Lust! — Seit vielen Jahrtausenden, schon zur Zeit der Ägypter, aab und aibt es deinesgleichen. Auch die Römer, Griechen und Perser haben schon einen Rücken zu benutzen verstanden und selbst unsere wilden Germanen haben mit dir Versuche angestellt. Es gibt vielerlei Arten, Bergstraßen, Talstraßen, Provinzialstraßen, Kommunalstraßen, Kies-, Sand-, Asphaltstraßen — aber die beste und älteste bist du, „Mutter Landstraße“.

O, beste aller Mütter, was bist du eine gelehrte Frau — du kennst alle Trachten, Völker, Sitten und Gebräuche, Charaktere — und lernst täglich noch hinzu. Wie viele Kindlein wurden schon auf dir geboren und erzogen — was siehst du alles mit deinen guten, liebevollen Augen. Du weist dem müden Wanderer den Weg — du trägst den fesseln Radel — du erwartest das stolze Töff-Töff der arroganten Automobilisten — du hütet den flotten Reitersmann — zu jedermann bist du freundlich.

Aber das 20. Jahrhundert hat dir einen Niegel vor deine große Güte geschoben, die undankbaren Menschen werden dich allmählich brach legen. Das ist der Dank für deine Liebe, die du den Menschen seit Jahrtausenden angebeihen liehest. Es kam der Erfinder der Luftstraßen — der Luftstationen und vor allem der Luftkreuzer. Wir haben jetzt Luftschiffe und sind auf dem besten Wege, dich als überwunden zu betrachten. Statt der Luftbarkeitssteuer wird uns jetzt die Luftbarkeitssteuer beschert werden. So bist du auch das Opfer der Zeit geworden, und ich nenne dich mit Recht, wie zu Anfang, „Arme Mutter Landstraße!“ Doch jetzt will ich euch noch so ein Stüchchen Leben und Treiben berichten, das ich ihr abgelauscht habe. Eines Tages saß ich in einem urasten Wirtshaus an meiner Mutter Landstraße und trinke ein Glas Wein. Dabei beobachte ich in aller Gemütsruhe durch die kleinen bleigefassten Fensterchen das Treiben auf dem Rücken der guten Mutter. Plötzlich öffnet sich die Tür und herein treten zwei Männer, in Bauernblusen, die Pfeife im Mund — der eine trägt eine Fuhrmannspfeife. Sie machen ernste Gesichter, schauen sich um und setzen sich schließlich mir gegenüber, mit kurzem Gruß, den ich erwidere. Sie bestellen sich Bier — keiner sagt eine Silbe. Ich beobachte, wie es so meine Art ist, eine Weile ihre Gesichter.

Endlich entschleiche ich mich, den beiden auf den Zahn zu fühlen, da mir die Geschichte nicht geheimer vorkommt. Ich blase den Zigarrenrauch an die Decke und frage: „Wo fahrt ihr denn hin?“ — „In die Stadt“, kommt es lakonisch zurück. — „So“, sage ich, „zu so später Stunde. Was macht ihr denn da?“ — Es entsteht eine lange Pause, die ich benutze, um einen Schluck Wein zu nehmen, aber ich lasse meine Nachbarn nicht außer acht. Sie haben sich kurz angesehen und senken ihre Blicke — das ist doch auffällig — denn ich — da ist was dahinter — vielleicht ein Verbrechen?

„Ja-a-“ sagte der eine.

„Nein —“ der andere.

Wieder stummes Anblicken. Endlich sagt der mit dem Vollbart mit tiefer Stimme, die er etwas dämpft: „Na —

Sihnen — können — wir's — sagen — im Vertrauen — wir — holen — unsern Nachbarn — der Adam.“

Ich gucke beide erstaunt an. „Da ist doch aber nichts dabei“, fährt es mir unwillkürlich heraus.

„Doch —“, seufzt der eine, während der andere eine leichenbittere Miene aufsetzt und auf den Boden spuckt. „Da ist doch wohl was bei“ — er spuckt nochmals bekräftigend und sagt leise und ziehend: „Er ist nämlich tot!“

„Was? Tot?“ rufe ich entsetzt zurückfahrend. „Und den holen Sie jetzt bei Nacht und Nebel?“

„Ja — gestern — früh — ist er vom Dorfe oben weg, den weiten Weg zu Fuß. Sie müssen nämlich wissen, daß er schwer lungenleidend war — und schon heute morgen — starb er im Hospital. Nun wollt' er doch so gern im Dorf begraben werden —, der arme Adam —, und da — da —, er schluckt ein paar mal, „da haben wir — Nachbarn uns auf den Weg gemacht und holen ihn heim zur letzten Ruh.“

Er wischt sich mit der Hand die Augen und der andere zieht ein großes buntes Taschentuch und schneuzt sich geräuschvoll. — „Haben Sie denn einen Leichenwagen?“ frage ich. — „Große Pause. Endlich fragt der Bärtige: „Ob wir was haben?“ — „Na, einen Leichenwagen.“ — „Ne“, sagen beide zugleich, „zu was denn?“

Trotz der ersten Situation muß ich über diese Einfachheit lächeln.

„Ja, wie fahren Sie denn den armen Adam heim?“

„Ei, morgen früh um fünf Uhr wird er aus dem Krankenhaus in der Stadt ausgeliefert und da fahren wir ihn auf der Karre heim.“ Dabei deutet er auf den Hof. Ich blide hinaus und sehe dann eine Art Kartoffelkarre mit zwei grün angestrichenen Bänken und einigen Striden darauf. — „Auf dem Karren?“ entringt es sich meiner Brust. —

„Ei, ja“, sagen die beiden zusammen. Entsetzt schweig ich. Furchtbar. Ich starre jetzt ebenso in mein Glas wie die beiden tristen Gesellen. „Nein, nein, nein und abermals nein“, denk ich, „du träumst, nicht möglich, du hast wohl schlecht gehört, der arme, arme Kerl, wie ein Tier wird er auf dem Kartoffelkarren auf zwei Bänke verladen und über Land gefahren. Bei Nacht und Nebel in seine Heimat befördert.“

Ich zahle, stehe auf und sage still gute Nacht, und wandere einsam in die Nacht hinaus. „Was ist der Mensch, was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Und du, arme Mutter Landstraße, siehst alles und hörst alles und schweigst — schweigst — schweigst.“

Hygiene und Heilkunde

„Gesundheits-Ingenieur“. Zeitschrift für die gesamte Städtehygiene. (Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.) Die im 50. (Jubiläums-) Jahrgang stehende Zeitschrift läßt soeben ein überaus reich ausgestattetes Sonderheft anlässlich des XII. Kongresses für Heizung und Lüftung (8.—12. September in Wiesbaden) erscheinen. Prof. Bürgers und Dr. Marx behandeln die Fragen der Lüftungs- und Heizungstechnik allgemein vom hygienischen und Ingenieur-Standpunkt, Dr. Marx dabei auch das Thema Städteheizung. Dr. Balde berichtet eingehend über die neuerdings für das Heizungsfach immer mehr an Bedeutung gewinnende Gasfeuerung, Dozent Hottinger und Dr. Ing. Cammerer über die Ausbildung der Rohrleitungen und deren Wärmehub. In den Aufsätzen von Ing. Arthur R. Ohmes, Ing. R. A. Holliger und Ing. R. Hottinger sind an Hand der Abbildungen ausgeführte musterartige Heizungs- und Lüftungsanlagen in nordamerikanischen, holländischen und schweizerischen Bauten beschrieben, wobei Ohmes zugleich den Stand der nordamerikanischen Heizungs- und Lüftungstechnik allgemein beleuchtet. Gebr. Sulzer bieten in dem Aufsatz über trockene Kolkföhlung einen sehr beachtenswerten Beitrag wärtemwirtschaftlicher Art. Dr. Ing. Max Nowotny berichtet über eine vortreffliche Lüftungsanlage, Dr. Ing. Reiter über die in der Heizungs- und Lüftungstechnik eine nicht zu unterschätzende Rolle spielende Frage des Schallschubes. Ferner sind in den Aufsätzen von Obering. D. Neumann, Perm.-Dir. Boges, Dr. Fr. Dittborn und in dem letzten der Originalaufsätze des Heftes die neuesten Fortschritte und die zukünftige Entwicklung auf den Gebieten der Dampfmaschinen, Großkühleneinrichtungen, Dampfdesinfektionsapparate und Rechenwaschanlagen geschildert. Den Schluß des Heftes bilden Vorträge über Fortschritte im Rachenlofenbau, in der Ofenfeuerung, in den Luftentstaubungsvorrichtungen und der Kondensatwirtschaft, sowie Mitteilungen über Ausstellungen, Versammlungen, Patentanmeldungen und Patentschriften.